

# Belletristische Beilage

## zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.  
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

### Der Frühling blüht.

Der Frühling blüht! Herz — war er je so schön?  
Lag je ein solcher Schimmer auf den Höhen  
Und in den Tälern solch ein lieber Glanz?  
Ein jeder Baum trägt seinen Blütenkranz —  
Auch du, mein Haupt, willst unter grünen Zweigen  
Dich ahnungsvoll dem Glück entgegen neigen!  
Die beiden Hände drück' ich auf die Brust —  
Ist's Schmerz, der drinnen lodert, ist es Lust?  
Ach, wunderbar verwoben und verwebt  
Ist Beides mir, und meine Sehnsucht schwebt  
Darüber hin, aus dieses Frühlings Tagen  
In der Erfüllung Frieden mich zu tragen.

Anna Ritter.

### Herzenseurme.

Roman von E. Wild.

(Nachdruck verboten.)

In dem kleinen Landstädtchen herrschte tiefe Stille, obgleich der kühle Septemberabend erst bis zur neunten Stunde vorgerückt war. In den wenigsten Häusern brannte noch Licht, nur hier und da war ein spärliches Flämmchen sichtbar, das seinen matten Schein auf die stille, menschenleere Straße warf.

Am hellsten erleuchtet war das Haus des Kaufmanns Winkelmann, das schönste und stattlichste auf dem kleinen holprigen Marktplatz, an dem nur die reicheren Familien des Städtchens wohnten.

Franz Winkelmann, ein behäblich aussehender Mann von mittleren Jahren, hatte seinem Gehilfen soeben den Befehl gegeben, den Laden zu schließen, als ihn das Rauseln eines Fuhrwerks aus seiner stillen Behaglichkeit riß. Ein Wagen um diese Zeit — das hatte etwas Besonderes zu bedeuten! Mit der leicht erregbaren Neugierde des Kleinstädters trat Winkelmann schnell vor die Tür. Im selben Augenblick hielt das Gefährt, und aus demselben stieg eine dichtverschleierte Frau, die eilig auf den Kaufmann zutrat.

„Sind Sie Herr Winkelmann?“ fragte eine tiefe, wohlklingende Stimme.

Der Erstaunte bejahte.

„Dann nehmen Sie,“ sagte die Fremde hastig, ihm einen ziemlich großen Korb reichend. Ehe Winkelmann ein Wort entgegen konnte, war die Dame wieder eingestiegen und der Wagen bereits seinen Blicken verschwunden.

Der Kaufmann stand ganz verblüfft da, den Korb krampfhaft festhaltend. Der gute Mann! Es war das erste Abenteuer seines Lebens und Franz Winkelmann war auch durchaus nicht dafür angelegt. — Ein leiser Ton, der aus dem Korbe drang, brachte ihn zur Besinnung zurück. Er trat in den Laden und hob den Deckel — ein kleines rostiges Kind lag zwischen weißen Spitzenbesetzten Kissen, aus großen, blauen Augen neugierig in die Welt blickend.

Franz Winkelmann fuhr erschrocken zurück. „Ein Kind,“ murmelte er, „was wird Amalie dazu sagen?“

Amalie war die Frau Kaufmann Winkelmann. Sie war ihm seit drei Jahren angetraut und hatte während dieser Zeit recht hübsch das Repter schwingen gelernt. Auch sie hatte das Rollen des Fuhrwerks vernommen und war neugierig ans Fenster getreten, aber sie sah nur noch, wie der Wagen in rasender Eile weiterfuhr. Wenige Minuten später trat Winkelmann etwas leise ins Zimmer.

„Was hast du da, Franz?“ forschte die kleine Frau, als sie den Korb in seinen Händen sah.

„Ach, Amalie, wenn du wüßtest, was mir soeben begegnet ist!“ — Der erschrockene Mann stand mit einer wahren Armenfündermlene vor ihr, als fühle er sich einer schweren Schuld bewußt. Aber die blonde, hübsche Amalie war eine tatkräftige Frau. Sie trat schnell auf ihren Gatten zu und nahm ihm den Korb aus der Hand. „Ein Kind!“ rief auch sie, als der Inhalt desselben sichtbar wurde. „Mann, was soll das heißen?“

Winkelmann zuckte die Achseln, dann sagte er ganz zerknirscht: „Du brauchst es ja nicht zu behalten, wenn du nicht willst, Amalie; das kleine Geschöpf ist auf eine seltsame Weise in meine Hände gekommen.“ Und etwas freier Atem schöpfend — denn Frau Amalies Stirn war ja noch wolkenfrei — begann er von der verschleierten Dame zu erzählen, die ihm den verhängnisvollen Korb so ohne alle Umstände in die Hände gedrückt hatte. Während er sprach, hatte Frau Amalie das Kind aus seinen Kissen gehoben. Unter der selben Decke, mit welcher es bedeckt gewesen, lag ein großes Ruvert. „Halte,“ sagte Amalie kurz, dem Gatten das Kind reichend. Gehorsam kam dieser dem Befehl nach. Die Kaufmannsfrau öffnete schnell das Ruvert; einige Banknoten fielen heraus und ein Brief, dessen Inhalt lautete:

„Ich vertraue den kleinen Knaben Ihrer Fürsorge an, er ist auf den Namen Paul getauft. Jedes Vierteljahr wird Ihnen die Summe von zweihundert

Marl von dem Bankhause S. in der Residenz als Verpflegungskosten für das Kind gezahlt werden. Am ersten Mal war sein Geburtstag. Mein Gatte und ich legen Ihnen den Knaben besonders ans Herz; erziehen Sie ihn als wäre es Ihr eigener Sohn!"

Frau Amalie drehte dieses lakonische Schreiben kopfschüttelnd nach allen Seiten; sie war eine Frau, die in allen Dingen gern klar sah, und hier tat sie es nicht. — Indessen war sie nicht unzufrieden. Acht-hundert Marl jährlich waren nicht zu verschmähen, und wer konnte wissen, welche Vorteile noch späterhin aus diesem Geheimnis zu ziehen waren. Ihren prüfenden Blicken entging es nicht, daß die Rissen vom kleinsten Sinnen waren und da — was war das? Am Boden des Korbes lag, jedenfalls aus Unachtsamkeit hineingeraten, ein Damentaschentuch; eine kostbare Spitze zierte die Kante desselben und über dem gestickten Monogramm „D. S.“ besand sich eine Krone. Kein Zweifel mehr, der kleine Paul war ein Grafenkind.

Frau Amalie Winkelmann war im ganzen eine sehr nüchterne, praktische Frau; dennoch hatte sie als Mädchen einige Romane gelesen, deren kunstvoll verschlungene Handlungen jetzt lebhaft vor ihrem Geiste aufstaueten. Hartherzige Eltern, eine heimliche Trauung — o gewiß — solche Dinge kamen auch noch im wirklichen Leben vor; ein überlegenes Lächeln umspielte jetzt die Lippen der kleinen Kaufmannsfrau — welch ein Glück, daß die Fremde zu ihnen gekommen war und nicht drüben zu Apothekers, die immer so vornehm taten und sich mit ihren feinen Bekanntschaften brüsteten, obgleich im Grunde genommen nichts dahinter war!

„Wir werden das Kind behalten,“ sagte Amalie in bestimmtem Tone zu ihrem Gatten. „Du brauchst niemand zu sagen, auf welche Weise der Knabe in unser Haus gekommen ist. Es heißt ganz einfach, wir haben das Kind in Pflege übernommen — verstanden? Die Geschichte mit dem Korb und dem Brief bleibt unter uns. Rede nicht mehr, als ich dir sagen werde, Franz; du bist in solchen Dingen entseztlich ungeschickt.“

Winkelmann nickte stumm. Dieses „entseztliche ungeschickt“ wurde ihm so oft wiederholt, daß er jetzt schon selbst daran glaubte und ohne weiter nachzugrübeln, alle Befehle seiner Gattin befolgte.

Erst jetzt nahm sich Frau Amalie die Zeit, den kleinen Paul näher anzusehen. Er war ein hübsches Kind und gab sich ganz zufrieden in sein Geschick; er lächelte sogar, als ihn seine Pflegemutter auf den Arm nahm, und die kleine tatkräftige Frau meinte selbstgefällig: „Der Junge scheint sanfter Gemüthsart zu sein, er soll es nicht schlecht bei mir haben.“

Der Kleine täuschte auch diese Voraussetzung nicht, er war ein ruhiges, gutes Kind und gedieh prächtig. Allein so sehr auch Frau Amalie sich Mühe gab, den Schreier zu lüften, der über der Geburt ihres Pflege-ohnes lag, sie konnte dem Geheimnis nicht auf die Spur kommen. Das Kostgeld wurde alle Vierteljahre regelmäßig ausgezahlt, aber obwohl Frau Amalie sich einmal selbst der Mühe unterzog, in die Residenz zu fahren, um von dem Bankier S. nähere Aufklärungen zu erhalten, so lehrte sie unverrichteter Sache heim-

Der Bankier bedauerte achselzuckend, selbst nichts weiter zu wissen; das Geld werde ihm durch ein befreundetes Geschäftshaus zugestellt — mehr könne er nicht sagen. Trotz dieses geheimnisvollen Dunkels, das Pauls Geburt umschwebte, stand es bei der kleinen Frau fest, das ihr Pflegekind ein Grafenkind sei. Sie würde den Knaben vielleicht nicht so gut behandelt haben, wenn nicht nach und nach diese Vermutung zur fixen Idee bei ihr geworden wäre.

Nach vier Jahren wurde dem Ehepaar ein kleines rosiges, blondes Kind mit großen, kohlschwarzen Augen geboren, eine Seltenheit, auf welche die Mutter nicht wenig stolz war.

Die kleine Irma entwickelte sich zu einem wahren Elfenkinds; sie war zwar nicht so still und sanft wie ihr Spielgefährte, aber sie war doch ein reizendes Geschöpfchen, dem die entzückte Mutter so manche Unart nachsah und das mit seiner hellen klaren Stimme bald das ganze Haus beherrschte. Man konnte sich nichts Schöneres denken, als die beiden Kinder nebeneinander spielen zu sehen; der kleine Knabe mit den ehrlichen blauen Augen und dem leicht gewellten Blondhaar neben dem rostigen Mägdelein mit den goldklimmernden Löckchen und den langbewimperten schwarzen Augen. Wenn Frau Amalie so mit Stolz auf die Kleinen herabsah, dann stiegen wohl in ihrem allezeit tätigen Geiste lähne Pläne für die Zukunft auf. Ihre Irma versprach eine Schönheit ersten Ranges zu werden, die Kinder waren aneinander gewöhnt, sie wuchsen mit-sammen auf, und das Band, das sie jetzt lose vereinte, konnte wohl später fester geknüpft werden. — „Meine Irma eine Gräfin, es wäre zu schön,“ sagte die kleine Frau oft vor sich hin; „wie würden die andern alle vor Neid bersten, daß gerade meine Irma eine so glänzende Partie macht!“ Und sie hegte und pflegte diesen Plan, als stände dessen Verwirklichung schon in allernächster Zeit bevor.

Die Kinder wuchsen indessen heran — Friedrich zählte acht, Irma etwas über vier Jahre. Da, gerade zur Weihnachtszeit, kam eine Schauspielertruppe in das Städtchen. Die Leute sahen alle verkommen und armselig aus, Not und Entbehrung sprachen aus ihren bleichen Zügen, und wer nicht aus Neugierde in die Vorstellung ging, der tat es aus Mitleid, um ihnen ein paar Groschen zukommen zu lassen. Frau Amalie ging weder aus Mitleid oder Neugierde, sie ging, um zu zeigen, daß sie es könne. Die besten Plätze wurden genommen, und als ein Feenstück gegeben wurde, durften auch die beiden Kinder mit. Sie saßen dicht nebeneinander, Paul in einem hübschen schwarzen Samtröckchen, Irma in einem hellblauen Kleide, auf dessen weißen Spitzentragen ihr rotblondes Gelock in üppiger Fülle fiel. Frau Amalie brüstete sich in ihrem Staatskleide stolz neben ihnen. Sie wußte, daß sie mit dem Kinderpaar Aufsehen erregte, wohin sie kam. Während die Kleinen mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne lauschten, dachte die kleine Frau wieder über ihr Verborgenes nach, als Irma neben ihr plötzlich einen lauten Schrei ausstieß.

Die Kleine zeigte erschrocken nach der Bühne. „Da — da!“ stammelte sie. — Eine hohe, schlank Frau stand in weißer Gewänder gehüllt da, ein Kranz

von  
Das  
über  
eben  
begi  
nach  
W  
Zor  
loch  
froz  
pap  
der  
jam  
  
her  
—  
der  
unt  
schü  
eine  
her  
  
Ma  
dur  
gest  
nich  
die  
schu  
förr  
den  
sich  
leht  
erst  
er  
Die  
blü  
„du  
du  
bra  
zu  
  
tra  
die  
Ma  
gan  
dies  
sta  
  
dies  
in  
best  
„A  
sehe  
  
star  
das  
ger  
—  
ihm  
hell  
war  
St

von roten Papierrosen schmückte das dunkle wellige Haar und ein langer Tüllstreifen floß ihr als Schleier über den Nacken herab. Es war die Feenkönigin, die eben ihren Spruch beginnen wollte, als sie zu wanken begann und beide Hände gegen die Brust preßte. Im nächsten Augenblick entquoll ein Blutstrom ihrem Munde — in Irmas lauten Schrei mischte sich der Ton einer anderen Kinderstimme. Ein kleines, dunkellockiges Mädchen, das kurze Kleid mit allerlei Zitterkronen behangen, an den Schultern Flügel aus Goldpapier, sprang schnell vor und haßte nach dem Gewande der Schwankenden. „Mama, Mama,“ schrie sie jammernd, „o stirb nicht, stirb nicht!“

Aus den Kulissen eilte jetzt ein Schauspieler hervor, um die Sinkende in seinen Armen aufzufangen — ein Auftritt hellloser Verwirrung entstand — in der Bestürzung vergaß man den Vorhang herabzulassen, und so wurden die Anwesenden Zeugen eines erschütternden Vorfalles, der mit seiner ganzen Herbeheit einen tiefen Eindruck auf Paul's kleines Herz hervorbrachte.

„Geh fort, geh fort,“ schrie das verzweifelte kleine Mädchen einem noch jungen Manne zu, der sich jetzt durch die anderen drängte, um zu der reglos hingestreckten Frau zu gelangen. „Geh fort, rühre sie nicht an, du hast sie erst heute geschlagen, weil sie dir kein Geld geben konnte.“ Diese bittere Anschuldigung aus dem Kindermund ließ den Mann förmlich zurucktaumeln. Sein schönes Gesicht, das den Stempel wüster Ausschweifungen trug, überzog sich mit einer glühenden Röte — noch mochte der letzte Rest von Scham nicht ganz in seiner Brust erstarben sein. Unschlüssig stand er da, dann flüsterte er dem erzürnten Kinde einige beruhigende Worte zu. Die Kleine schüttelte trotzig den Kopf. „Ich werde dich nie mehr Papa nennen,“ sagte sie mit Nachdruck, „du bist nicht gut gegen meine arme Mama gewesen, du hast sie immer geschlagen und zum Weinen gebracht — komme ihr nicht nahe, ich lasse dich nicht zu ihr.“

Mit der einen Hand hielt das Kind noch immer krampfhaft das Gewand der bleichen Frau umklammert, die andere hielt es gleichsam abwehrend gegen den Mann ausgestreckt — eine tiefe Tragik lag in der ganzen Haltung der Kleinen — das Unglück hatte diese junge Seele frühzeitig gereift und den Blütenstaub troher Kindlichkeit von ihr abgestreift.

Der kleine Paul starrte mit weitgeöffneten Augen diesen Auftritt an; Irma barg furchtsam ihr Köpfchen in der Mutter Schoß; Frau Amalie selbst saß ganz bestürzt da, aber jetzt erhob sie sich und sagte: „Kommt, Kinder, heut wird es hier nichts mehr zu sehen geben.“

Paul folgte ihr wie im Traum. Vor seinen Augen stand noch immer das kleine, dunkellockige Mädchen, das in so schmerzlichen Tönen: „Mama, o stirb nicht!“ gerufen hatte. Er hätte so gern die Tante gefragt — seit Irmas Geburt ließ Frau Amalie sich von ihm so nennen — ob sie nicht dem kleinen Mädchen helfen könne, aber er wagte es nicht, denn die Tante war heut schlechter Laune. Im Gedränge war ihr Staatskleid zerrissen worden und Irmas himmelblaues

Kleidchen hatte einige Flecken erhalten; solche Vorkommnisse reichten hin, um Frau Amalie für Tage zu verstimmen. So schlich denn Paul, zu Hause angelangt, in seine Spieldecke, aber er spielte nicht; mit offenen Augen träumte er vor sich hin, er konnte das kleine Mädchen nicht vergessen, und Irma mußte ihn zweimal rufen, ehe er sich herbeiließ, mit ihr zu spielen. — — —

Das Weihnachtsfest war vorübergegangen, Irma wie gewöhnlich überreich beschenkt worden und auch Paul hatte seinen Anteil erhalten. Die Schauspielertruppe war wieder weiter gezogen, die bleiche Frau aber gestorben. Das kleine Mädchen hatte der „schlimme Papa“ nicht mitgenommen, es mochte sich wohl geweigert haben, mit ihm zu gehen.

Am Ende des Städtchens stand ein kleines einstöckiges Häuschen. Im Sommer blühten in dessen kleinem Vorgarten die schönsten Rosen und Nelken, wilder Wein rankte sich an den weißgetünchten Mauern empor, schneeweiße Gardinen schmückten die schmalen Fenster, und so armselig es auch eigentlich war, so machte es doch stets einen freundlichen Eindruck. Dort hauste Ramsell Köschgen, ein altes Fräulein, das der weiblichen Jugend des Städtchens Unterricht in Handarbeiten erteilte.

Vor etwa dreißig Jahren war Ramsell Köschgen mit ihrem alten Vater ins Städtchen gekommen und hatte sich daselbst ansässig gemacht. Der alte Herr lebte von einer kleinen Pension, die Tochter verfertigte seine Stickereien und gab Unterricht.

So flossen die Jahre friedlich dahin. Hübsch war Ramsell Köschgen wohl nie gewesen und sie machte auch keinen Anspruch darauf, so genannt zu werden. Mit der Zeit hatte sie so viel erspart, um das kleine Häuschen kaufen zu können, und darin lebte sie auch nach dem Tode ihres Vaters mit einer alten tauben Magd, die die groben Arbeiten verrichten mußte.

Zu Ramsell Köschgens Haus lenkte der kleine Paul an einem trüben Winternachmittag seine Schritte. Er trug ein Päckchen in der Hand und sah sich manchmal vorsichtig um, als wandle er auf verbotenen Wegen. Vor der Haustür stand er tief aufatmend still, aber als ihm durch die spiegelblanken Fensterscheiben das kleine vertrocknete Gesicht Ramsell Köschgens gutmütig zunkelte, da sagte er wieder Mut und trat entschlossen ein. Mit schüchternem Finger klopfte er an die Zimmertür und öffnete langsam auf das „Herin“, das ihm entgegenklang.

Das alte Fräulein saß in ihrem Sorgenstuhl am Fenster und strickte. Die Hornbrille hatte sie wie gewöhnlich auf die Stirn hinaufgehoben; den weißen, noch vollen Schettel deckte ein dunkles Häubchen, das schlichte Hauskleid umhüllte die kleine, zierliche Gestalt wie ein Nonnengewand. Sie war nicht allein; auf einem kleinen Bänkehen zu ihren Füßen saß ein etwa sechsjähriges Mädchen. Das kurze, krause Haar wurde von einem Samtband zurückgehalten, das schwarze Wollkleidchen gab dem feinen ersten Kinderantlitz einen düstern Ausdruck. Paul schloß die Tür, dann blieb er zögernd stehen. Sein Blick haftete auf dem kleinen Mädchen, das er noch vor wenigen Tagen im bunten flitterbelegten Kleide auf der Bühne gesehen hatte.

„Nun Paul,“ sagte Mamsell Rösschen in wohlwollendem Ton, was bringst du neues?“

Paul war feuerrot geworden. Er drehte seine Kappe verlegen zwischen den Händen, während er das Bäckchen krampfhaft unter dem Arm festhielt. „Ich komme — ich wollte, —“ stotterte er. Jetzt hob das kleine Mädchen den Blick, zwei tiefschwarze Augen starrten den Knaben verwundert an. Paul erschraf fast vor diesem ernsten tiefsaurigen Blick, und seltsam — mit einemmal fand er den Mut wieder, sein Vorhaben auszuführen. Rasch vortretend, legte er das Bäckchen in die Hand des kleinen Mädchens und sagte: „Ich habe gehört, daß deine Mama gestorben ist, und da habe ich gedacht, du hättest niemand, der dir zum heiligen Christ beschenken könnte, und so habe ich dir von meinen Geschenken etwas mitgebracht — nimm!“ Die Kleine hatte ihn schwelgend angehört, um den seinen Mund zuckte es wie von verhaltenen Tränen, aber sie weinte nicht. Stumm lob sie zu Fräulein Rösschen empor, die ihr aufmunternd zunickte.

„Das ist schön, Paul,“ sagte sie freundlich. „Gib ihm die Hand, Hedda, und sage ihm Dank.“

Ein kleines mageres Kinderhändchen streckte sich dem Knaben entgegen. Paul wagte es kaum, die seinen dünnen Fingerchen anzufassen. Welch' seltsamen Namen doch die Kleine hatte — Hedda! Das klang so fremd und doch wieder so hübsch — ob sie am Ende doch nicht wirklich ein Feenkind war?

Paul blieb nicht lange, er war von Haus wegelaufen, ohne daß jemand etwas davon wußte — er hatte eine gewisse Ahnung, daß Tante Winkelmann seine Freigebigkeit keinesfalls billigen würde. Aber von dieser Zeit an kam er mit der kleinen Hedda oft und immer öfter zusammen. Das jehene, trotzig blickende Kind übte bald eine große Macht über den Knaben aus. Sie dankte ihm kaum für die zahllosen kleinen Gefälligkeiten, die er ihr unermüdlich erwies, sie hatte stets nur kurze Antworten für ihn bereit, aber er fühlte sich doch ganz glücklich, wenn sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen ansah und ihm gestattete, ein Stück Wegs mit ihr zu gehen. Er vernachlässigte sogar über dieser neuen Bekanntschaft die kleine Irma und diese ließ oft klagend zu ihrer Mutter, daß Paul mit ihr nicht spielen wolle und immer mit dem kleinen Mädchen rede, das die Komödianten hier gelassen hätten. Der Knabe erhielt dann von der Tante einen strengen Verweis, aber er besserte sich trotzdem nicht. Mit der Zeit wurde die kleine Hedda zutraulicher — sie nannte ihn „du“ und „Paul“, was sie früher nie getan, und endlich ließ sie sich auch herbei, ihm noch Geschichten, Märchen zu erzählen, die sie von ihrer Mama hatte. Hinter dem Häuschen Mamsell Rösschens befand sich eine alte Scheune, dorthin hatten die beiden Kinder ein Bänkchen geschleppt, und da saßen sie eng aneinander geschmiegt, Hedda erzählend, Paul aufmerksam zuhörend. So viel Schelte er auch von zu Hause bekam, immer wieder entwichte er, um zu seiner kleinen Freundin zu eilen und ihren Erzählungen zu lauschen.

Darüber gingen Jahre dahin. Paul lernte fleißig in der Schule und Hedda gab ihm darin nichts nach. Auch Irma war indessen schulpflichtig geworden, aber

sie war beim Lernen träge und unaufmerksam. Dagegen besaß sie eine ausgesprochene Vorliebe für hübsche Kleider und benahm sich, als sei sie eine geborene Prinzessin. Die „kleine Komödiantin“, wie sie Hedda beharrlich nannte, wurde von ihr nur von oben herab betrachtet; aber in dem kleinen eitlen Mädchenherzen lebte eine heftige Feindschaft gegen das Kind, das ihr ihren Spielgefährten raubte. Wo sie konnte, sägte sie ihr eine Bosheit zu, aber in einer so versteckten, heimlichen Weise, daß Hedda nie wußte, von wem die bitteren Kränkungen kamen, die ihr oft zugesagt wurden.

Paul sollte studieren und kam deshalb in die Residenz zu einem Verwandten Winkelmanns, der dort ansässig war. Hedda schluchzte laut auf, als sie von ihrem treuen Spielgefährten Abschied nahm, und Paul weinte mit, obgleich er sich fest vorgenommen hatte, es nicht zu tun. Sein Abschied von Irma war viel kühler, und die Worte, die sie ihm noch spöttisch nachrief, weckten seinen ganzen Zorn. „Vergiß nur deine kleine Komödiantin nicht,“ hatte sie ihm zugeflüstert, als er in den Wagen stieg — sie wußte, daß sie ihn damit tief beleidigte. Er ballte die Faust krampfhaft in der Tasche und schwor sich zu, diese Bosheit müsse ihm Irma einmal bitter büßen. Zu den Ferien kam er immer heim, und immer führte sein erster Weg zu der alten Scheune, wo Hedda schon seiner harrend stand.

Jahr um Jahr floß so dahin, Paul war ein bildschöner Jüngling von zwanzig Jahren geworden, seine Gesinnungen für Hedda waren dieselben geblieben, — sie hatte sich zu einem schlanken, hochgewachsenen Mädchen entwickelt, dessen größter Reiz in den großen dunklen Augen lag, die das seine zarte Gesicht wunderbar belebten. Sie stand nun in ihrem achtzehnten Jahre und mußte Mamsell Rösschen beim Unterricht vertreten, denn das alte Fräulein war in der letzten Zeit recht schwach und hinfällig geworden. Irma war von ihrer Mutter für einige Jahre in ein Erziehungs-Institut gegeben worden; die eitle Frau hing noch fest an ihrem Plane, aus ihrer Tochter eine Gräfin zu machen, obgleich in das geheimnisvolle Dunkel, das Pauls Geburt umgab, noch immer kein Lichtstrahl gefallen war.

Das Geld für Pauls Unterhalt war immer pünktlich bezahlt worden, aber die ganzen langen Jahre hindurch hatte sich niemand um ihn gekümmert.

Paul studierte die Rechte — er zeigte große Vorliebe für dieses Fach, und seine Pflegeeltern sahen keinen Grund, seiner Neigung hierin entgegenzutreten. Zuweilen überfiel wohl Irmas Mutter eine leise Ungeduld, daß Pauls Eltern so gar nichts von sich hören ließen, aber sie wußte sich immer wieder zu trösten. Ihre Tochter war noch so jung, kaum sechzehn Jahre, sie konnte schon noch warten; denn Frau Winkelmann nahm es als ausgemachte Sache an, daß Paul in ihr schönes Kind versteht sei.

Schön war das Mädchen — das mußte ihr der Reiz lassen! Sie war eine Elfen Gestalt mit einem Engelsköpfchen, hatte eine süße Stimme — kurz alles, was die Natur an Reizen besitzt, hatte sie in verschwenderischer Weise über dieses junge Geschöpf ausgegossen, nur zwei Dinge waren ihr versagt geblieben: Geist und Herz. Man konnte Irma nicht eigentlich

dun  
Sch  
blei  
auch  
fläc  
für  
Ren  
wiel  
auf  
weg  
Ma  
Ma  
als  
befa  
für  
dem  
entg  
lehe  
Net  
Sch  
ling  
gnü  
lang  
ihn  
das  
zu  
Dim  
mar  
flüß  
weh  
stün  
die  
Kind  
zu  
kaun  
ellen  
nom  
Red  
das  
Aus  
schaf  
getar  
auch  
haste  
mach  
Wilt  
wenn  
mit  
Kindl  
stem  
ihm  
sie  
verla  
gehal  
Joß  
Schu  
zur  
Bisn

dumm nennen, sie besaß im Gegentheil eine gewisse Schlaueit, die sich in allen Dingen zurecht fand. Die vier Jahre, die sie im Institut verbracht hatte, waren auch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Eine oberflächliche Bildung, ein hübsches Schloß, wie man ihn für das Alltagsleben braucht, verbunden mit einigen Kenntnissen, die man sich langsam aneignet und schnell wieder vergißt — das war Irma's ganzer Reichtum.

Sie selbst war stolz auf ihre seltene Schönheit, auf den Reiz ihrer Gestalt, die Anmut ihrer Bewegungen — darin war sie Meisterin! Für einen Maler würde sie in jeder Stellung ein entzückendes Modell abgegeben haben, und sie wußte das so genau, als sie auch wußte, daß ihr Haar jenes Tzlanblond besaß, das mit seinem Flimmern und Leuchten einen förmlichen Helligenschein um ihr schönes Köpfchen wob.

Als Irma von der Mutter im Siegesjubel aus dem Institut geholt wurde, kam ihr dahel Paul entgegen. Beide hatten sich ein Jahr lang nicht gesehen, denn Irma hatte ihre letzten Ferien zu einer Reise verwendet; sie hatte sich vorgenommen, die Schweiz zu sehen, und die Eltern schlugen dem Bleibling diesen Wunsch nicht ab. Irma errötete vor Vergnügen, als sie Pauls bewundernden Blick sah, der lange auf ihren schönen Zügen haften blieb. Sie fand ihn ebenfalls sehr zu seinem Vorteil verändert, aber das hinderte sie nicht, ihm ganz unbefangen die Hand zu reichen und ganz als große Dame zu sagen: „Rein Himmel, Paul, ich hätte dich bald nicht erkannt, — wie man sich doch während eines Jahres verändern kann!“

Paul küßte lebenswürdig Irma's kleine Hand, und flüsterte ihr eine Schmeichelei zu, die sie lachend abwehrte. Aber sie war kokett genug, ihn täglich, stündlich zu kleinen lebenswürdigkeiten aufzumuntern, die ihrer Eitelkeit viel Vergnügen gewährten. Als Kind schon hatte Irma es trefflich verstanden, Paul zu quälen; jetzt konnte sie es noch besser. Paul fand kaum einige Minuten Zeit, um ab und zu zu Hedda eilen zu können und doch wäre er im Grunde genommen lieber bei dieser geblieben, als den steten Redereien des schönen Mädchens ausgelegt zu sein, das seine Macht an ihm erprobte. Er nahm zu allerlei Ausreden seine Zuflucht, um vor Irma seine Freundschaft zu Hedda zu verbergen. Es hätte ihm wehe getan, ein spottendes Wort über sie zu hören, viellecht auch, weil er nicht den Mut besessen hätte, einer hochhaften Auslassung tatkräftig entgegenzutreten. Er machte sich oft selbst Vorwürfe wegen der geringen Willenskraft, die er Irma gegenüber entwickelte, aber wenn sie ihre flammenden Augen auf ihn richtete und mit ihrer süßen Stimme lachenden Mundes einen ihrer handlichen Befehle gab, die ihn zu ihrem Sklaven stempelten, dann konnte er nicht widerstehen, so oft ihm auch dabei Heddas ernstes Antlitz vorschwebte — sie hätte nun und nimmer solche Torheiten von ihm verlangt und wohl ein verächtliches Nücheln für ihn gehabt, wenn sie gesehen hätte, wie willig er sich dem Joch beugte, das die schöne Irma lachend auf seine Schultern lud.

Die Tage schwanden, Paul mußte an die Rückkehr zur Unversität denken, und er tat es diesmal ungern. Biswellen überschlich ihn eine trübe Stimmung, die er

nicht los werden konnte; wenn er die Ahnungen geglaubt hätte, würde er vor der Zukunft gehängt haben.

An einem schönen Nachmittag hatte es sich Irma in den Kopf gesetzt, mit mehreren Bekannten einen Ausflug zu unternehmen. Es waren lauter junge Leute, Jugendgespielen, die sich zusammensanden und des Schmerzens und Lachens wollte es kein Ende nehmen. Mitten im Wald bei einer kleinen, einsamen Wiese machte die muntere Gesellschaft Halt. Unter fröhlichem Geplauder wurden die mitgebrachten Mundvorräte ausgepackt und verzehrt. Dann schlug Irma als Tonangeberin der Gesellschaft ein Spiel vor.

„Spielen wir Haschen,“ sagte sie lachend, „wir wollen sehen, wer der Schnellste unter uns ist.“

In der nächsten Minute schon begann ein tolles Rennen und Treiben auf der sonst so stillen Wiese. Leichtfüßig wie eine Elfe war Irma allen voran. Paul war dicht hinter ihr. Den ganzen Nachmittag schon war er nicht von ihrer Seite gewichen, und jetzt verfolgte er sie mit fliegendem Atem und leuchtenden Blicken. Irma drehte sich halb um und sah ihn kokett an; schon hatte er ihr helles Sommerkleid erfasst, da entriß sie sich ihm wieder und flüchtete ins Gebüsch. Er folgte ihr in einer Hast, als gelte es das höchste Glück zu erjagen — ein leiser Ausschrei — er hielt die Flüchtige in seinen kräftigen Armen.

Irma hatte den schönen Kopf mit der goldigen Lockenflut herausfordernd zurückgeworfen, ihre dunklen Augen leuchteten wie schwarze Diamanten, zwischen den halbgeöffneten Lippen schimmerten die weißen Zähne hervor. Paul beugte den Kopf tief zu ihrem Gesicht und sah ihr in die spöttisch blitzenden Augen.

„Irma!“ sagte er leise, so leise, daß er es kaum selber hören konnte. Sie zuckte fast unmerklich die Schultern.

„Du Tor!“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Mehr hätte sie nicht sagen können, denn in demselben Augenblick zog er sie an sich und verschloß ihren Mund mit seinen Küssen. Sie duldete es still, ihre Augen flammten, aber sie erwiderte seine Zärtlichkeit nicht. Endlich, ihn sanft zurückstoßend, machte sie sich von ihm frei. Errötend wie ein Schuljunge, der beim Apfeldiebstahl ertappt wird, ließ Paul die schlankes Mädchengestalt aus seinen Armen.

„Bist du mit böse?“ flüsterte er zagend.

Sie lachte; es war ein helles, verführerisches Lachen, das ihn ganz eigentümlich berührte. „Nun ist's genug des Spiels,“ sagte sie, mutwillig ihre langen Locken schüttelnd. Unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen, trat sie zurück in den Kreis der Gesellschaft.

Paul konnte ihr nicht folgen. In ihm tobte und hämmerte es, wie glühende Lava rann das Blut durch seine Adern und färbte ihm die Wangen rot. Er wagte nicht, Irma anzusehen, und als man sich zum Aufbruch rüstete, kam er nur zögernd in ihre Nähe. Paarweise schritten die jungen Leute hin durch den dämmerigstillen Abend.

Ein sehr unbehagliches Gefühl überschlich Paul, als er sah, daß Irma einen Weg einschlug, der sie bei Ramsell Röschens Häuschen vorbeiführen mußte. Er wollte sie bereden, einen andern Weg zu wählen, aber

Irma hörte ihn gar nicht an. Sie schob ihren Arm unter den seinen und zog ihn lustig mit sich fort.

In dem kleinen Vorgarten bei Ramsell Köschens Haus sah Paul schon von weitem eine hohe, dunkle Mädchengestalt. Sie schien die Näherkommenden nicht zu hören, sondern schnitt emsig die schönsten Rosen von den Stöcken. So vertieft war Hedda in ihre Beschäftigung, daß sie erst ausblickte, als die kleine Gesellschaft sich in ihrer nächsten Nähe befand. Eine dunkle Röthe schoß in ihr bleiches Gesicht, als sie Paul unter den Kommenden bemerkte. Der junge Mann suchte leicht zusammen; ungewiß, ob er grüßen sollte, hob er die Hand an seinen Hut. Da legten sich fünf kleine, weiße Finger fest auf seinen Arm.

„Ah, das Komödiantenkind,“ sagte dann Irma in hartem, kaltem Ton, daß es alle hören konnten, so laut und klar; „mich wundert es nur, daß es nicht schon längst unter die fahrenden Leute gegangen ist.“

Ein dumpfes Stöhnen drang vom Gärtchen herüber, gleichsam als Antwort auf die lieblose Aeußerung des schönen Mädchens.

Mit einem kräftigen Ruck hatte sich Paul von der Hand befreit, die seinen Arm noch immer fest umklammert hielt, und wenn es sein Leben gelostet hätte, er mußte den Kopf wenden und noch einmal zurückblicken. Da stand Hedda, totenbleich mit düster flammenden Augen. Die Rosen waren ihren Händen entglitten; sie hatte dieselben krampfhaft ineinander verschränkt, ein namenloses Weh sprach aus ihren bleichen Lippen.

Paul wollte zurück, zu ihr hin, die anderen drängten ihn vorwärts. Mechanisch ging er weiter; er schritt neben Irma einher, aber er sah sie nicht an und machte auch keinen Versuch, wieder ihren Arm zu nehmen.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie eine große Verwirrung. Herr Winkelmann ging mit betrübtem, erschrockenem Gesicht umher, seine Frau schalt und polterte im Hause, daß man es über den Marktplatz hörte. Paul kannte diese Stürme, die sich dann gewöhnlich über alle Familienglieder, Irma ausgenommen, zu entladen pflegten. Er trat daher nicht in das Wohnzimmer, sondern wollte vorbei, hinauf in sein Stübchen, als die Thür aufgerissen wurde und Frau Winkelmann heraustrat. Ihr rundes Gesicht war zornig geröthet, und ihre Augen schossen Blitze.

„Ah, da ist ja der junge Herr,“ sagte sie blösig. „Komm doch herein, Paul, ich habe dir etwas zu sagen. Irma, hole den Vater,“ wendete sie sich dann gebieterisch an das junge Mädchen, während Paul betroffen der unfreundlichen Aufforderung Folge leistete. Auf dem großen runden Tisch im Wohnzimmer lagen mehrere Papiere ausgebreitet und zwischen denselben ein feines, etwas vergilbtes Spizentuch.

Frau Winkelmann setzte sich in einen Behnstuhl, Paul blieb erwartungsvoll vor ihr stehen. Nach einer drückenden Pause begann die erregte Frau mit unsicherer Stimme zu erzählen, was sich vor etwas mehr als zwanzig Jahren zugetragen.

Paul hörte ihr erstaunt zu. Man hatte ihm immer gesagt, daß er das Kind einer Verwandten der Familie sei, und er hatte sich auch immer als zu ihnen gehörig betrachtet. Es war ihm erzählt worden, seine

Eltern seien beide frühzeitig gestorben, und er hatte das alles geglaubt, wie es ja alle anderen Leute ebenfalls glaubten. Und nun auf einmal sollte er ein namenloses Kind sein ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Verwandte!

Er griff sich an die Stirn, um sich zu überzeugen, daß er das alles nicht träume — ach nein, es war unseelige Wahrheit. Vor ihm stand Frau Winkelmann zornig und erbozt; er hatte sie oft so gesehen, aber so verbittert wie heut war sie ihm nie erschienen. Dort drüben in der Ecke lehnte Irma, mit ihren großen schwarzen Augen erstaunt den ganzen Auftritt betrachtend. Hinter der vollen Gestalt seiner Gattin halb versteckt stand Winkelmann, seine Augen hatten einen so komisch erschrocken Ausdruck, daß Paul laut aufgelacht hätte, wäre ihm nicht jetzt gerade so ernst zumute gewesen. (Fortf. folgt.)

### Die Eiseheiligen.

Von Pastor Todt in Barentzin.

(Nachdruck verboten.)

Im Bonnemonat Mai, wenn Wiesen und Wälder, Gärten und Felder ihr Frühlingskleid anlegen, geben mit großer Regelmäßigkeit recht unliebsame Gäste ihre Bisttenkarte ab; es sind die „Eiseheiligen“, „Eismänner“, „Sommerwächter“, „gestrengen Herren“. So heißen die drei kalten Tage des Mai: Mamertus (11.), Pancratius (12.) und Servatius (13.), welche der Vegetation oft bedeutenden Schaden zufügen. In Süddeutschland wird auch noch der Bonifazlustag, welcher auf den 14. Mai fällt, als Bringer von Nachtfrost und Kälte gefürchtet und selbst noch St. Urban (25.) gilt als frostharter Herr. Allerlei Wetterregeln und Volksprüche bringen den Glauben an die nachtheilige Bedeutung dieser Tage zum Ausdruck. So heißt es: „Die drei Herren Aziz machen oft Gärtnern und Winzern Verdruß.“ Wegen der Fröste, von denen die Weinberge, dann heimgesucht werden, nennt man diese Tage in manchen Gegenden auch „Weindiebe.“ Andere Bauernregeln lauten: „Die drei auf azi sind echte Lumpazi“, „Pancraz und Bonifaz stehlen wie der Spaz“, „Pancratius und Servatius bringen oft noch viel Verdruß“, „Wer sin Schaap schert vor Servaz, hett de Bull lewer als dat Schaap“, „Vor Nachtfrost bist du sicher nicht, bis daß herlein Servatius bricht.“ Auch Friedrich der Große hat einmal die Kraft dieser den Siegeslauf des Venzes hemmenden Tage erfahren müssen. „Warum ist die Orangerie noch nicht draußen?“ fragte er eines schönen Tages seinen Gärtner. „Noch ist Pancraz und Servaz doch nicht vorbei,“ erwiderte der Gärtner. Zornig entgegnete der König: „Was gehen mich seine Heiligen an? Die Bäume sollen heraus! Infolge dieses Befehls stellte der Gärtner am 11. Mai die Bäume ins Freie und — am 12. waren sie erfroren. Seitdem werden sie immer erst am 14. Mai aus den Winterhäusern hervorgeholt. Was die Kalenderheiligen selbst betrifft, so war Mamertus, als dessen Todestag der 11. Mai gilt, Bischof zu Vienne in Frankreich und lebte im 5. Jahrhundert. Man behauptet von ihm, er habe alles gewußt, was dem Menschen zu wissen möglich sei und es habe keine Frage gegeben, die er

nie  
lat  
„E  
un  
der  
Br  
Fe  
zu  
erf  
Rit  
das  
„B  
Jah  
fest  
zun  
der  
12.  
jäh  
im  
—  
star  
Ma  
war  
Ihr  
Um  
in  
win  
Käl  
auf  
nörd  
Jah  
Dze  
Win  
und  
geble  
losg  
stark  
neber  
bring  
und  
Stra  
Win  
dem  
Gru  
der  
weger  
eigne  
Bänd  
ein  
wird,  
Euro  
Wind  
Herre  
hin  
Volks  
Mam  
nennt  
W  
Haupt  
schmer

nicht habe beantworten können. Er gilt in der katholischen Welt als der Erfinder der bekannten „Bittgänge“ (Rogationen), d. h. feierliche, mit Fasten und Bußübungen verbundene Gottesdienste zum Schutze der Felder. Im Anschluß an einen alten heidnischen Brauch, im Frühjahr feierliche Umzüge durch die Felder zu veranstalten, wurden diese Bittgottesdienste zum Schutze gegen die Nachtfröste, die um jene Zeit erfahrungsgemäß oft großen Schaden anrichten, in die Kirche verlegt. Nachdem Mamertus im Jahre 477 das Zeitliche geegnet hatte, erbat man in diesen „Bittgängen“, welche auf dem Konzil zu Orleans im Jahre 511 auf die drei Tage vor Christi Himmelfahrt festgelegt wurden, sehr bald seine besondere Fürbitte zum Segen für die Fluren. Pankrattus, ein Heiliger der katholischen Kirche, dessen Gedächtnistag auf den 12. Mai fällt, wurde nach der Legende als vierzehnjähriger Knabe in der diokletianischen Christenverfolgung im Jahre 303 zu Rom mit dem Schwerte hingerichtet. — Servatius war letzter Bischof von Tongern und starb im Jahre 403 als fast hundertjähriger Greis zu Maastricht, worauf der Bischofsitz, „weil keiner würdig war, ihm zu folgen“, nach Bittich verlegt wurde. Ihren bösen Ruf haben die „Eisheiligen“ lediglich dem Umstande zu verdanken, daß ihre Gedentage zufällig in die kritische Periode fallen, in welcher der Nachwinter seine letzten Trümpe auszuspülen pflegt. Der Kälterückfall, welcher in diesen Tagen fast alljährlich auftritt, findet seine wahrscheinlichste Erklärung in den nördlichen und nordwestlichen Winden, welche in dieser Jahreszeit in dem nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans vorherrschend sind und als ganz besonders kalte Winde auftreten, weil sie von den Küsten Grönlands und Labradors herkommen, an denen die im Polargebiet durch die Frühlingssonne und die Aprilstürme losgelösten Eismassen eine weit nach Süden gehende starke Abkühlung hervorrufen. Weil uns diese Winde neben der niedrigen Temperatur auch trockene Luft bringen, so wird durch sie die Wolkenbildung verhindert und eine bedeutende Abkühlung durch nächtliche Strahlung ermöglicht. Daß in dieser Jahreszeit die Winde aus nördlicher Richtung vorherrschen, hat nach dem Physiker Dr. von Bezold in München seinen Grund darin, daß, wenn im Frühjahr die Erwärmung der südlichen Halbinsel unseres Erdteils, vor allem der wegen ihrer sandigen Oberfläche besonders dazu geeigneten ungarischen Tiefebene rasch eintritt, in diesen Ländern eine verhältnismäßig hohe Temperatur und ein relativ niedriger Barometerstand hervorgerufen wird, der in Verbindung mit dem im nordwestlichen Europa herrschenden hohen Luftdruck die nördlichen Winde zur Folge hat. Zuweilen treten die „gestrengen Herren“ auch ein wenig früher oder später auf, immerhin gibt aber die Erfahrung im allgemeinen dem Volksmunde recht, der mit Vorliebe die Herren Mamertus, Pankrattus und Servatius die „Eismänner“ nennt und ihnen allerlei Böses nachsagt.

**Ueber Migräne.**

Migräne nennt man den Krankheitszustand, dessen Hauptscheinung Kopfschmerz ausmacht. Der Kopfschmerz nimmt gewöhnlich eine Seite ein, kann auch

wandern, ebenso über den ganzen Kopf ausgebreitet sein. Dieser Kopfschmerz ist kein durch mehrere Tage oder Wochen anhaltender, sondern kommt in Anfällen, die einige Stunden bis einen Tag dauern. Zwischen solchen Anfällen liegt eine Zeit vollkommenen Wohlergehens, während der die Leute sich gesund fühlen. Es ist sehr bezeichnend, daß ein solcher Leidender an seinem Kopfschmerztag (Migränetag) sich dem Bergehen nahe fühlt, vor Schmerz sich nicht rühren kann, ein verdunkeltes Zimmer aufsucht, jedes Geräusch vermeiden wissen will, Uebelkeit bis zum Erbrechen fühlt, nicht essen kann, oft krampfhaft erbricht und auf seine Umgebung den Eindruck eines Schwerkranken macht — jedoch Tags darauf bei vollkommenem Gesundheitsgefühl seiner Beschäftigung obliegt, mit einer Eblust, als ob gestern nichts vorgefallen wäre.

Wer Migräne hat, hat sie schon seit Kindheit oder seit den reiferen Jugendjahren; der erste Migräne-Anfall kommt nicht nach dem zwanzigsten oder dreißigsten Lebensjahr. Hat ein Zwanzig- oder Dreißig- oder Vierzigjähriger Migräne-Anfälle, so erzählt er, daß er solche schon seit Jahren ertragen hat — seit der Kindheit oder seit dem fünfzehnten Lebensjahr. Die Wiederkehr ist gewöhnlich sehr geregelt, z. B. alle vier Wochen. Nach dem vierzigsten Lebensjahr werden die Migräneleidenden gewahr, daß die Anfälle immer seltener werden und schließlich ganz ausbleiben.

Die Begleit-Erscheinungen eines solchen Migräne-Anfalles sind auch für den Laien bemerkbar. Meist sind die Kranken leichenbläß (selten nur zeigt sich das Gesicht im Anfall geröthet), der Kopfschmerz tritt meist leise mahnend auf, wird im Laufe der nächsten Stunden immer stärker (also Steigerung der Kopfschmerzen). Die Steigerung des Kopfschmerzes bringt Uebelkeit mit sich und es kommt zum Erbrechen. Das Erbrechen ist der Abschluß des Anfalles. Der Kopfschmerz wird von da ab erträglich und nimmt allmählich ab. Eine Anzahl der Leidenden kann sich während des Anfalles aufrecht halten und dem Berufe nachgehen, die Mehrzahl muß sich dabei niederlegen. Während des Anfalles ist die Nahrungs-Aufnahme gewöhnlich unmöglich, nicht selten werden die Anfälle durch eigene Vorboten angekündigt: es tritt Funkensehen auf und die Kranken sehen schlecht, weil sie alles blendet oder sie von den Gegenständen nur die Hälfte wahrnehmen (die Buchstaben sind abgebrochen, an einem Gesicht sieht der Kranke nur eine Wange oder nur ein Auge). Auch glaubt der Kranke manchmal eine blau schillernde Zickzacklinie zu sehen, die Ähnlichkeit mit den Stilen von Festungswällen hat. Nachdem diese Sehstörung eine halbe Stunde gedauert hat, setzt allmählich der Kopfschmerz ein. Sehr beunruhigend wird für den Migränekranken eine andere Begleiterscheinung: das Einschlafen einer Hand oder einer Körperhälfte; solche Kranke bekommen die Angst, es hätte sie der Schlag gerührt. Dieses Gefühl von Eingschlafensein verschwindet oft schon vor dem Ende des Kopfschmerzes, manchmal überdauert es den Kopfschmerzansfall um ein bis zwei Tage.

Frauen werden von Migräne häufiger gepeinigt als Männer. Fast in jedem Falle von Migräne

kann man feststellen, daß auch eines der Eltern solche Anfälle hatte. Die Anfälle kommen gewöhnlich von selbst ohne äußeren Anlaß, d. h. ohne daß der Betreffende etwas erlebt hätte. Doch sind Leute, welche an Migräne leiden, sehr empfindlich von der Außenwelt her; solche Schädigungen sind sehr verschieden, der eine erträgt nicht die geringste seelische Aufregung, körperliche Anstrengung, geringste Magenüberladung, ohne daß er darauf seine Migräne bekommt, andere büßen es mit einem Anfall, wenn sie sich dem Winde aussetzen oder Wärme oder Sonnenstrahlen ertragen müssen.

Der Arzt weiß die Migräne mit Sicherheit von den anderen Krankheitsvorgängen im Gehirn zu unterscheiden. Er ist auch in der glücklichen Lage, das Leiden zu mildern, sehr häufig auch es zu beseitigen. Man verlange vom Arzt ein Heilverfahren, das die Anfälle seltener macht und möglicherweise ganz verhütet. Solche Kuren nehmen oft ein halbes Jahr in Anspruch und bedürfen einer eingehenden oder häufigen Ueberwachung von Seiten des Arztes; die Mittel, die hier gebraucht werden, kommen nicht nur im Anfall, sondern auch in den anfallsfreien Zeiten zur Verwendung.

Man soll sich niemals damit begnügen, den einzelnen Fall durch betäubende Mittel (z. B. Antipyrin, Migränin, Antifäbrin, Aspirin, Morphium usw.) zu beruhigen und zu mildern, sonst muß man diese Mittel das halbe Lebenlang jedesmal gebrauchen.

### V e r m i s c h t e s .

— Die deutschen Frauen und die Luftschiffahrt. Erst in allerneuester Zeit haben auch die deutschen Frauen begonnen, selbsttätig in die Förderung der Luftschiffahrt einzugreifen. Die erste deutsche Luftschiffahrt war Frau Wilhelmine Reichard in Berlin, die 1811 mit einem Ballon aufuhr. Dann 1828 Fräulein Schüler in Berlin, weiterhin Frau Securitus und im letzten Jahrzehnt Rätchen Paulus mit ihren kühnen Vorführungen eines Absturzes mit einem doppelten Fallschirm der zuerst 1894 in Grefeld versucht wurde. Jetzt ist die Beteiligung der Frauen an der Luftschiffahrt, wie Major Roedebeck unlängst in den „Aeronautischen Mitteilungen“ ausführte, in ein neues Stadium eingetreten, nämlich in der Form einer regelmäßigen Betätigung in den aeronautischen Vereinen. Der Oberrheinische Verein für Luftschiffahrt zählt mehrere Damen zu seinen Mitgliedern. Im Berliner Verein für Luftschiffahrt wurde den Frauen erst 1897 der Weg frei gegeben, nachdem die Frau des bekannten französischen Luftschiffers Surcouf die Anregung dazu gegeben hatte. Hier erfolgte der erste Aufstieg mit weiblichen Insassen am 12. August des letztgenannten Jahres, aber zuletzt blieb die Teilnahme von Damen eine Ausnahme. Das tätige Interesse von Fürstlichkeiten am Flugsport hat wohl nicht wenig dazu beigetragen, die Ausführung von Luftfahrten durch Frauen standesgemäß und modern zu machen. Im Mai 1801 kam eine hocharistokratische Ballonfahrt zustande, indem die Besatzung eines Luftschiffs aus dem Herzog Leopold Salvator von Oester-

reich seiner Frau, der Erzherzogin Blanca, seinem sechsjährigen Töchterchen, Erzherzogin Margaretha, und der Prinzessin Therese von Bayern bestand. In Berlin kamen 1901 auch erst zwei, 1902 dagegen schon 7 Ballonfahrten mit Damen zustande, und seitdem ist eine weitere Zunahme zu verzeichnen gewesen. In Italien hat gleichfalls eine deutsche Frau das erste Beispiel einer weiblichen Luftfahrt gegeben.

— Hungerstot in Wittenberg. Die berühmte Univeritätsstadt Wittenberg wurde im Jahre 1638 auf eine bis dahin unerhörte Weise durch eine Hungerstot heimgesucht. Die unglücklichen Bewohner jener Stadt verzehrten ganz unnatürliche Speisen, wie z. B. Hunde, Katzen, Mäuse und vergriffen sich an lebendigen und toten Menschenkörpern, was namentlich zu Ende des Jahres von den aus Pommern und Mecklenburg zurückkehrenden kaiserlichen Regimentern geschah. Diese Truppen waren dermaßen ausgehungert, daß sie tote Hunde, die über 3 Tage auf der Straße gelegen haben, mit wahren Hefshunger verschlangen und das Fleisch verschluckten. Es ging so weit, daß sie unter einander loften, wer geschlachtet und gegessen werden sollte, ein gefallenes Pferd jedoch rettete einem der zum Tode bestimmten das Leben. Es läßt sich denken, wie es denjenigen erging, welche als Feinde in die Hände dieser Kannibalen fielen. — Der Grund dieses Elends lag sehr nahe. Im Jahre 1637 hatten die Schweden nicht nur viel verzehrt, sondern durch das Feuer große Vorräte von Lebensmitteln vernichtet; was etwa noch übrig blieb, wurde von den bayrischen, kaiserlichen und sursächsischen Soldaten verbraucht. Die jungen Saaten waren überall zum Futter benutzt oder durch die lagernden Truppen zerstampft. Arbeiter waren keine zu haben, die Herden, ohne Führer, blieben auf den Weiden und mußten elendiglich verderben. Zu diesem Jammer kam noch ein anderes Leiden, nämlich die gewaltige Menge Mäuse, die Ende des Jahres 1638 die Saaten abtrafen; fanden sie nichts mehr auf dem Felde, so drangen sie in Scharen in die Scheunen. Der Scheffel Korn galt damals in Wittenberg 3—4 Reichstaler und war noch kaum für diesen Preis zu bekommen. Diese Mäuseheere sollen so bedeutend gewesen sein, daß sie zu Tausenden, gleich einem wilden Kriegsbeer, über die Elbe und Mulde schwammen. Ähnliche Verheerungen richteten die Raupen an, die in unsäglichlicher Menge von Baum zu Baum zogen, alles Laub abtrafen, sodaß die Früchte zum Teil verborrtten und versauften, zum Teil unreif zur Erde fielen.

Wenn sie dich loben,  
Wenn sie dich tabeln,  
So wolle bedenken:  
Ein Tadel kann adeln,  
Ein Lob kann kränken.  
Ist dir der Tadel auch unbequem,  
Frag auch beim Lob: von wem von wem?

Das Glück enthüllt mit einem Male,  
Was du dem Schmerz zu danken hast!  
Der Schmerz vertiefte dir die Schale,  
Daß sie erst recht viel Glück erfaßt!

Drud und Verlag von Friedrich Nag, redigiert unter Verantwortung von Emil Nag in Bischofswerda.

ihren  
Das  
durf  
einer  
mehr  
Ant  
jung  
Zeit  
der  
Ame  
schw  
Sch  
ob e  
Wut  
hin  
dazu  
alle  
sich  
entle  
berei  
Wint  
müsse  
überf